

Besuch in der Altstadt

Autor(en): **H.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 20

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Willen und stützten ihn im Schreiten an beiden Schultern. Morgens zwei Uhr betraten sie die Hütte, wo Frau Badertscher noch wachte. Ihre kundigeren Hände wuschen nochmals Bonhubens Wunde und verbanden sie besser. Dann halfen sie ihm auf die Britsche und ließen ihn schlafen, solange er mochte.

Als er gegen Mittag erwachte, befand sich das Ehepaar Badertscher bereits auf der Rückkehr ins Tal. Auf den Abend traf ärztliche Hilfe ein, und am Tage darauf erfolgte die Übersführung Bonhubens in die Heimat.

Die nächtliche Begegnung auf der Felsstanzel am Nesthorn hatte ein kleines Nachspiel. Einen Monat später nämlich läutete es an der Haustüre Badertschers, und als Frau Margrit nachsehen ging, stand draußen, mit dem Hut in der Hand, Ingenieur Karl Bonhuben. Sie schritt ihm voran zur Arbeitsstube ihres Mannes. Die anfängliche Verlegenheit zwischen den einstigen

Feinden wurde langsam aufgelockert und weggeschmolzen durch eine Flasche Seewein. Sie glitten in ein immer angeregteres Plaudern und Erzählen hinein, und nach dem Knallen der zweiten Flasche wagte Bonhuben den kühnen Vorstoß:

„Es ist doch sonderbar, daß ausgerechnet du mich hast vom Berg herunterholen müssen. Findest du nicht auch?“

„Sonderbar? Ich finde es im Gegenteil sehr natürlich,“ korrigierte ihn Badertscher. „Wer hätte es denn sonst tun sollen? Sag?“

„Ja eben! Jene andern, von denen ich glaubte, sie könnten mehr als du und seien meine Freunde. Aber es ist gut, daß du es gewesen bist.“

Badertscher antwortete nicht mehr darauf, denn jedes weitere Wort wäre Überfluß und fehl am Platze gewesen. Im frohen, hellen Wissen, daß der letzte unangenehme Flecken aus seinem Leben ausgewischt war, hob er das Glas und hielt es Bonhuben entgegen.

Besuch in der Altstadt.

Lange war ich nicht bei ihnen. Das turbulente, von Ereignissen bis zum Bersten angefüllte Leben der letzten Jahre ließ sie mich fast vergessen. Aber gestern, beim Anschauen einer Ludwig-Richterschen-Postkarte, die mir der Zufall in die Hände spielte, überkam es mich, Erinnerung blühte auf, ich machte mir Vorwürfe. Werden sie mich undankbar und vergeßlich schelten, Onkel und Tante?

Ich überlegte nicht mehr lange, sondern machte mich auf den Weg. Die alte Gasse verläuft noch so im Huf der innern Stadt, wie sie vor Hunderten von Jahren gebaut wurde. Rings um sie braust die moderne Zeit mit Hochhäusern und elektrischem Licht. Hier aber spinnt das Leben stiller, enger, maßvoller. Wie zu den Zeiten Gottfried Kellers. Ich durchquere ein schönes, altes Barockportal und habe vor mir den kleinen Hof. Seht an, das winzige Gärtchen ist bestellt, Salatstecklinge sind gepflanzt, grünes Suppenkraut steckt schon seine Spitzen aus der schwarzen Erde. Die gleichen Brombeersträucher an der Wand.

Der Onkel sitzt wirklich wie vor zwanzig Jahren auf der grünen Bank und liest in einem alten, wertvollen Gesangbuch. Das tat er damals schon nach dem Essen, es ist ihm auch heute noch Trost.

Links und rechts steigen geschwärzte Häuserwände an mit schiefen Fenstern, vor denen ge-

flückte Wäschestücke baumeln. Die Sonne, die jetzt die alten Leute einhüllt, erreicht dies Stadtgärtchen höchstens für drei Stunden am Mittag. Aber die beiden sitzen da, als hätten sie einen geheimnisreichen Pakt mit dem Licht abgeschlossen.

Ach, sie erkennen mich gleich. Und der Onkel hat wie immer ein artiges Kompliment zur Hand. Keine Spur eines Vorwurfs. Teilen sie unser Leben auch nicht, vom Verurteilen sind sie gleich weit entfernt.

Der Onkel trägt den gleichen schwarzen Anzug von altmodischem Schnitt wie früher. War er damals schon alt? Als kleines Mädchen schien es mir so. Und heute umstrahlt seinen alten, guten Kopf silbriges Haar. Der Aprilwind spielt ein wenig damit.

Die Tante hat immer noch diesen guten sorgenden und verhalten musternden Blick.

Wir reden. Gleich sind wir in der Vergangenheit. Die Welt der alten Leute, ihr funkelnder Dzean, ist die Vergangenheit. Ich kann mich dagegen wehren wie ich will, gleich bin ich mit hinein verwoben. Der Onkel vergleicht mich mit dem Vater, dem Großvater. Ja, das kleine Bukelchen über der Nasenwurzel bei mir hatte auch der sagenhafte Großvater. Winzig kleine Hiftörchen flattern auf, und der Alte erzählt, wobei er sorgsam die Asche vom Rock abklopft, wieder die alte Geschichte vom Großonkel Ernst, der damals

übers Meer fuhr und später auf einer großen Farm einen Preis gewann — für einen verwegenen Ritt auf einem schwarzen Eber.

Durch seine Erzählungen hindurch schimmert das Leben der Sippe. Ein gewisser anonymes Stolz lebt in den Worten des Onkels. Ein Stolz über die Taten und Eigenarten unserer Verwandtschaft. Eigenartig, unter uns Jüngeren finde ich ihn immer weniger, er schwindet, löst sich auf, vielleicht ist es schade.

Die Tante muß natürlich die alten, verblaßten Photographien herbeiholen. An jedes Bild heftet sich eine Fülle von Erinnerungen. Viele sind tot, hört man aber die beiden Alten, dann glaubt man den Schritt der Toten zu hören und ihren Atem zu verspüren.

Da, die Taxuskugel! Die Tante weist auf den Busch, der verdorrt inmitten des Gärtchens thront.

„Weißt du noch, wie du dort das riesige Schokoladenei vom Onkel Albin entdecktest?“ fragt sie mich. Zu meiner Schande muß ich feststellen, daß mir jede Erinnerung an dieses Begebnis abhanden gekommen ist. Aber ich schüttle tapfer den Kopf.

Wo sie des Sonntags sind, frage ich.

Ach, sie machen immer noch den gleichen Spaziergang, nach der Kirche. Im frühen März dieses Jahres waren sie in den Wäldern über Erlensbach. Onkel hatte sein „Piccolo“ mitgenommen, erzählt die Tante. Er blies so keck und verwegen, daß fremde Spaziergänger einen herumstreichenden Musikanten vermuteten. Welche schöne Einfalt des Herzens, denke ich, wie mag sie dieses winzige Erlebnis erfreuen!

Haben wir es nicht eigentlich verlernt, diese Genügsamkeit der Seele, diese Freude am Kleinen und Kleinsten? Vielleicht liegt hier eines der Geheimnisse wirklichen Lebensglückes verborgen?

Bevor ich mich verabschiede, huscht die Tante ins Haus und kommt gleich darauf mit drei dicken, roten Äpfeln zurück. Diese Zeichen von Güte und Liebe schätzten wir Kinder schon an ihr.

Als ich mich umwende und dem Onkel noch einmal zunicke, hat er sich schon wieder in sein Gesangbuch vertieft. Er sitzt da andächtig auf der Bank, und mit seinem weißen Haar spielt ein bißchen der Wind.

H. B.

Bücherschau.

Der Mikrobenmann. Das Leben Louis Pasteurs. Für die Jugend geschrieben von **Eleanor Doorly**. Deutsche Übertragung von Friederike Feld, mit Holzschnitten von Robert Gibbings. Verlag Rascher, Zürich. Preis gebunden Fr. 5.80.

E. E. Ein Buch, das die heranwachsende Jugend gewiß interessieren wird. Es ist ein verdienstliches Unternehmen, sie mit einer Persönlichkeit bekannt zu machen, die für das Wohl der Menschheit so Bedeutsames geleistet hat. Die Kinder lernen den Lebensweg und die unermüdlich aufopfernde Arbeit eines schöpferischen Mannes kennen, der die Kreatur über alles liebte und dessen höchste Gesetze Hilfsbereitschaft, nimmermüde Arbeitspflicht, Bescheidenheit und Selbstverleugnung hießen. Das Buch ist so geschrieben, daß die Kinder leicht folgen können. Die Illustration ist bemerkenswert gut.

Licht und Dunkel. Verse von **Hans Raeslin**. Verlag H. R. Sauerländer u. Co., Aarau.

E. E. Das blaue Bändchen Gedichte, das der langjährige Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Kantonschule Aarau herausgegeben hat, spricht an durch seine subtile Geistigkeit wie durch die Kultur des Wortes. Die Verse fließen nicht leicht, sind gepflegt und wohl durchdacht, und hinter ihnen steht ein reiches Menschentum. Gar mancherlei Töne sind angeschlagen. Das zeigen die Abschnitte: Jahr, Heimat, Weite Welt, Kinder, Erscheinungen, Huldigungen. Auch Bearbeitungen aus fremden Sprachen sind eingestreut. Die Gedichte verlangen willig mitgehende Leser, Freunde nachdenklicher Betrachtungen und setzen, wenn sie voll genossen werden wollen, literarisch geschulte Kenner voraus. Dann aber, wenn sie sich einmal mit dieser Lyrik befassen, werden sie mit steigender Freude sich in die Sprachkunst Raeslins hineinlesen und bei besonders wohlgeratenen Strophen innehalten. Ganz gewiß zum Beispiel bei: Schweizer Art. Sie wird mit einer schollenrauen Föhre verglichen, die hoch oben im Jura, von keinem Sturm sich niederbeugen läßt und nichts weiß „in heiligen Lebens stummem Drang von Ersterben, nichts von Untergang“.

Sophie Haemmerli-Marti: Mis Chindli. Verlag H. R. Sauerländer u. Co., Aarau. Preis kart. Fr. 3.50.

E. E. Es ist ein nicht alltägliches literarisches Ereignis, wenn ein mundartliches Bändlein mit Gedichten aus dem Leben des Kindes und für Kinder in 6. Auflage, im 11. bis 12. Tausend erscheinen kann. Der feine Kenner der Mundart, Prof. J. Winteler, hat zu dieser Sammlung schon 1896 ein liebenswürdiges Vorwort beigezeichnet. Die Poesie Sophie Haemmerlis ist heute noch so frisch wie damals, noch heute berückt sie durch ihre gesunde Natürlichkeit, durch ihre Schlichtheit und Wahrheit, durch die Liebe und Sonne, die diesen köstlichen Verslein innewohnen. In den letzten Jahren ist so mancherlei Kinderpoesie an die Öffentlichkeit gelangt. Aber die wenigsten Nachfolger haben nur annähernd den Ton gefunden, den nun einmal solche Liedchen verlangen. Möge dieses Bändchen auch auf seinem weiteren Lebensweg so viel Glück erfahren und so laut willkommen heißen werden wie die früheren Ausgaben. Es ist aus der Schweizer Literatur für Mütter und Kinder nicht mehr hinwegzudenken.